

dtv

Eine schicksalhafte Begegnung: Auf einer Party von Lady Molly Jeavons macht Nick Jenkins Bekanntschaft mit ihrer Verwandtschaft, der aristokratischen Tolland-Familie. Als er und seine Freunde ein Wochenende in Quiggins Landhaus verbringen, besuchen sie auch das exzentrische Oberhaupt der Tollands, Alfred Erridge (Lord Warminster). Beim Abendessen stoßen zwei der Tolland-Schwestern zu der kleinen Gesellschaft, eine davon ist Lady Isobel. Sofort weiß Nick, dass er sie heiraten wird. Widmerpool hingegen hat Pech in der Liebe, und auch sonst kommt es zu romantischen Irrungen und Wirrungen in der exzentrischen Upperclass.

Aus der Perspektive des mit typisch britischem Humor und grandiosem Understatement ausgestatteten Ich-Erzählers Nick Jenkins bietet der ›Tanz‹ ein unvergleichliches Figurenpanorama der in England nach wie vor tonangebenden Gesellschaftsschicht und ihren durchaus merkwürdigen Lebensgewohnheiten.

Anthony Powell (1905–2000) besuchte das Eton College, studierte in Oxford und heiratete eine Adlige. Er arbeitete als Verlagslektor, schrieb Drehbücher und Beiträge für britische Tageszeitungen, leitete den Literaturteil des Magazins ›Punch‹ und war Autor zahlreicher Romane. Während seine Zeitgenossen und Freunde Evelyn Waugh, Graham Greene und George Orwell sich auch im deutschsprachigen Raum bis heute großer Popularität erfreuen, ist Anthony Powell hierzulande noch eine literarische Entdeckung.

Heinz Feldmann, geboren 1935, studierte Anglistik, Germanistik und Philosophie in Münster und York. Er war Lektor und Oberstudienrat und veröffentlichte Monografien und Aufsätze, u. a. über Harold Pinter. Seine Übersetzung von ›Ein Tanz zur Musik der Zeit‹ wird hymnisch gelobt.

ANTHONY POWELL

Bei Lady Molly

Roman

Aus dem Englischen
von Heinz Feldmann

dtv

Von Anthony Powell sind bei dtv außerdem erschienen:

Ein Tanz zur Musik der Zeit

›Eine Frage der Erziehung‹ Band 1 (14594)

›Tendenz: steigend‹ Band 2 (14595)

›Die Welt des Wechsels‹ Band 3 (14596)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**



2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Die Originalausgabe erschien 1957 unter dem Titel ›At Lady Molly's‹
bei William Heinemann, London.

Band 4 des Romanzyklus ›A Dance to the Music of Time‹

© John Powell und Tristram Powell, 1957

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2015 Elfenbein Verlag, Berlin

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,

Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos

von gettyimages/Topical Press Agency

Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

(Satz nach einer Vorlage des Elfenbein Verlags)

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14628-9

WIR WAREN MIT General Conyers seit undenklichen Zeiten bekannt gewesen – nicht etwa, weil mein Vater je unter ihm gedient hätte, sondern durch eine lang vergessene Verbindung mit den Eltern meiner Mutter, mit denen er sogar entfernt verwandt gewesen sein mochte. Wie auch immer, es stand fest, dass er in jener weit zurückliegenden Ära, als man Linienregimenter noch mit einer Nummer statt mit dem Namen einer Grafschaft bezeichnete, wenn auch damals Offizierspatente wohl nicht länger käuflich waren, in ihrem Hause zu verkehren pflegte. Obwohl er dieser dunklen, archaischen Periode zugehörte, von der sich auch manchmal Spuren in seiner Kleidung und seiner Sprechweise offenbarten – er war zum Beispiel einer der Letzten, die von der Gardekavallerie als »die Hüpfen« sprachen –, hatte er in unseren Familiengeschichten einen Platz nicht nur als ein Soldat, dessen Interessen über seinen Beruf hinausgingen, sondern auch als ein Mann von Welt, der immer »mit den neuesten Entwicklungen Schritt hielt«. Diese Neigung, mit der Mode zu gehen und zu jedem Thema seine Meinung beizusteuern, wurde ihm von einigen Leuten übelgenommen – besonders von Onkel Giles, der zeitnahes Denken nie liebte und aus Prinzip misstrauisch gegenüber jedem weltlichen Erfolg war, wie bescheiden dieser auch sein mochte.

»Aylmer Conyers hatte ein Gespür dafür, Karriere zu machen«, pflegte er zu sagen. »Das ist eigentlich nichts Schlimmes, meine ich. Jemand muss ja die Befehle geben. Ich persönlich hab mir nie viel daraus gemacht, im Mittelpunkt zu stehen. Es gab genug andere, die sich nach vorn drängten. Hatte 'ne hohe Meinung von sich selbst, Conyers. Stattlicher Mann, sagten die Leute immer, neigt ein bisschen zu sehr dazu, sich aufzutakeln. Ist auch nicht ganz ohne Freunde in hohen Stellen. Ganz im Gegenteil, ob im Krieg oder im Frieden, Conyers kannte immer die richtigen Leute.«

Ich hatte mich einmal bei ihm über die Feldzüge des Generals erkundigt.

»Afghanistan, Burma – als Leutnant. Ich hab mal gehört, wie er groß über Zululand angegeben hat. Er war eine Zeitlang im Sudan, als der Khalifa dort Ärger machte. Übernahm gerne Aufgaben im Ausland. Angeblich soll er einem Eingeborenenherrscher bei irgendeinem lokalen Krawall das Leben gerettet haben. Rüstete die Palasteunuchen mit Vogelflinten aus. Der Mann schenkte ihm dann einen mit Juwelen besetzten Krummsäbel – Halbedelsteine natürlich.«

»Ich hab den Krummsäbel gesehen, die Geschichte kannte ich noch nicht.«

Onkel Giles, der diese Unterbrechung ignorierte, erzählte mir dann, wie Aylmer Conyers Südafrika, das Grab so vieler militärischer Reputationen, zu seinem Vorteil genutzt hatte. Da mein Onkel selbst, infolge eigener Unbedachtsamkeiten, kurz vor Ausbruch des Krieges in Transvaal seinen Abschied von der Armee genommen hatte und da er zudem, wie es für einen Mann, der sich für »so etwas wie einen Radikalen« hielt, angemessen war, »pro-burische« Ansichten vertrat, sprach er immer mit einer zweifellos in großem Maße berechtigten Schärfe von der Art, wie die Operationen des Feldzugs geführt worden waren.

»Nachdem French den Modder-Fluss überquert hatte, erhielt die gesamte Kavalleriedivision den Befehl zum Angriff. Etwas noch nie Dagewesenes. Wie ein Reitsportfest.«

»Ja?«

Er verlor für ein oder zwei Minuten den Faden, versunken in die Vorstellung, wie staubige Reiterschwadronen auf dem »Veldt« von der Kolonne in die Linien schwenkten; oder, was wahrscheinlicher war, geplagt von eigenen Erinnerungen, weniger dramatisch, wenn auch bitterer.

»Was passierte?«

»Was?«

»Was passierte, als sie angriffen?«

»Cronje beurteilte ausnahmsweise die Lage falsch. Er schickte nur einige Abteilungen los. Wir brachen durch bis Kimberley, mit mehr Glück als Verstand.«

»Aber was war mit General Conyers?«

»Irgendwie gelang es ihm, die Attacke mitzumachen. Eigentlich hatte er bei den Kavalleriebrigaden nichts zu suchen; er erfand irgendeinen Vorwand. Dann, ein oder zwei Tage später, ging er dahin zurück, wo er von Anfang an hätte gewesen sein sollen. Er machte sich bei den Transportwagen äußerst wichtig. Bei der Marschkolonne sah es aus wie zur Hochsaison im Hyde Park, weißt du: Kutsche an Kutsche am Albert Gate – das sagte mir jemand, der beim Vormarsch dabei war; und Conyers rannte herum und fluchte und schimpfte, als ob er der Besitzer des Ganzen sei.«

»Hat nicht Lord Roberts etwas über seine Arbeit im Stab gesagt?«

»Bobs?«

»Ja.«

»Wer hat das gesagt, dein Vater?«

»Ich glaube, ja.«

Onkel Giles schüttelte den Kopf.

»Vielleicht hat Bobs was gesagt. Wäre nicht das erste Mal, dass ein General die Zusammenhänge falsch verstanden hätte. Man sagt, Conyers sei auch ganz schön hinter den Frauen her gewesen. Manche Leute dachten, er würde deiner Großtante Harriet einen Heiratsantrag machen.«

Andere, im Allgemeinen verlässlichere Erinnerungen widersprechen dieser letzteren Mutmaßung. In der Tat, Conyers blieb Junggeselle, bis er fast fünfzig war. Er war inzwischen Brigadegeneral geworden, und alle erwarteten, dass er noch weit höher aufsteigen werde, als er – zur Überraschung seiner Freunde – eine fast zwanzig Jahre jüngere Frau heiratete und achtzehn Monate danach seinen Abschied nahm. Vielleicht war er es müde, auf den Krieg gegen Deutschland zu warten, den er so oft prophezeit hatte und in dem ihm, wäre er früher

ausgebrochen, gewiss ein hohes Kommando angeboten worden wäre. Möglicherweise gefiel seiner Frau das Nomadendasein des Soldaten nicht, auch nicht als Frau eines Generals. Es ist unwahrscheinlich, dass sie dem Armeeleben viel Geschmack abgewonnen hatte. Andererseits mag der General selbst vielleicht der militärischen Routine müde gewesen sein. Wie viele fähige Soldaten besaß er eine exzentrische Seite. Obwohl nicht gerade ein Virtuose, hatte er immer sehr gern Cello gespielt, und nach seiner Pensionierung nahm die Musik einen großen Teil seiner Zeit ein; außerdem experimentierte er mit seiner Lieblingstheorie, dass Pudel wegen ihrer angeborenen scharfen Intelligenz sehr gut zu Jagdhunden abgerichtet werden könnten. Er begann auch, ein reges gesellschaftliches Leben zu führen und wurde zum Mitglied der Leibgarde ernannt – eine Rolle, in der ich ihn mir aufgrund früher Gedankenassoziationen immer vorstelle.

»Komisch, dass ein Mann Gefallen daran findet, eine Art Hoflakai zu sein«, pflegte Onkel Giles zu sagen. »Für mich wäre es undenkbar, mich mit 'ner Menge Purpur und Gold aufzutackeln, in königlichen Palästen herumzuhängen und mit Scharen junger Damen mit Straußenfedern zusammenzuhocken. Er hat es seiner Frau zuliebe getan, nehme ich an.«

Mrs. Conyers mochte in der Tat eine indirekte Rolle bei dieser Ernennung gespielt haben. Sie war die älteste Tochter Lord Vowchurchs, des Freundes von König Edward VII., und hatte zur Zeit der Hochzeit ihren dreißigsten Geburtstag bereits hinter sich. Von ihrem Vater, einem jener in der viktorianischen Zeit so seltsam häufig anzutreffenden Männer, die durch Clownerien persönlich Macht zu erreichen suchten, werden – oder wurden – endlos viele, nicht immer erbauliche Geschichten erzählt. Die bleibendste Erinnerung an ihn (sie hängt zusammen mit Bildern anderer Honoratioren der siebziger Jahre in dem feuchten, verlassenen Billardzimmer auf Thrubworth) ist Leslie Ward Spys Karikatur in der »Vanity Fair«-Serie, die diesen spaßigen Lord in grauem Gehrock und grauem Zylinder

zeigt: die Übellaunigkeit, für die er zu Hause so berüchtigt war wie für seinen sprühenden Witz in der Gesellschaft, geschickt angedeutet durch die Linien des Mundes unter dem Backenbart. In späteren Jahren wurde Lord Vowchurch dann ruhiger, besonders nach einem ziemlich ernsthaften Unfall, den er, als ein Pionier auf diesem Gebiet, in den frühen Tagen des Automobils hatte. Nach diesem Missgeschick hinkte er. Dies und die übrigen Verletzungen, die er davontrug, scheinen jenen gewohnheitsmäßigen, selten gutmütigen Schabernack angespornt zu haben, der ihn bei König Edward, als dieser noch Prince of Wales war, so oft in Schwierigkeiten gebracht hatte, ihm aber ebenso oft wieder verziehen worden war. Seine Töchter hatten ihre Kindheit und Jugend in dauernder Ungnade verlebt, weil keine von ihnen als Junge zur Welt gekommen war.

Meine Eltern verkehrten nicht sehr häufig mit dem General und seiner Frau. Sie kannten sie etwa so gut wie die Walpole-Wilsons; doch war die Beziehung zu den Conyers, wegen des in entfernter, mythischer Vergangenheit gelegten Fundaments, wenn auch nicht intimer, so doch in gewisser Weise tiefer und befriedigender.

Wie alle Ehen barg auch die Verbindung der Conyers Elemente des Rätselhaften. Es wurde weithin angenommen, dass der General so lange Junggeselle geblieben sei, weil er die Überzeugung vertrete, eine Karriere lasse sich am besten allein aufbauen. Vielleicht befürwortete er (wie de Gaulle, den er noch als Führer des Freien Frankreich erlebte) ein zölibatäres Corps von Offizieren, die sich wie Priester ganz ihrer militärischen Berufung widmen. Er veröffentlichte einmal etwas dieser Art im »United Service Magazine«. Diese Theorie beruhte keineswegs auf einer Ablehnung des anderen Geschlechts als solches. Im Gegenteil: Wie Onkel Giles angedeutet hatte, glaubte man allgemein, dass er sich als junger Offizier in Indien und anderswo in einem beträchtlichen, wenn auch unauffälligen Maße um die Gunst der Frauen bemüht habe. Manche meinten, dass ihn eine eher andere Art von Ehrgeiz – das Gefühl, nie einige

der guten Seiten des Lebens genossen zu haben – schließlich dazu bewegt habe, zu heiraten und seinen Abschied zu nehmen. Einige unheilbar romantisch Veranlagte vermuteten sogar, er habe sich an der Schwelle zu seinem fünfzigsten Lebensjahr zum ersten Mal verliebt.

General Conyers und seine Frau schienen ebenso gut miteinander auszukommen wie viele vergleichbare Paare, die schon in jüngeren Jahren geheiratet hatten – wenn nicht besser. Sie verkehrten vornehmlich in einem Zirkel, der auf, man darf wohl sagen: ganz unpräventöse Weise (denn nichts hätte – wie Chips Lovell etwa dieses Wort gebrauchte – weniger »smart« gewesen sein können als der Haushalt der Conyers) mit dem Hof verbunden war: mit Familien wie den Budds und den Udneys. In den begrenzten, aber intensiven – und manchmal dekorativen – Tätigkeiten dieser berufsmäßigen Höflinge schien der General eine angemessene Alternative zu dem Leben eines hohen Offiziers gefunden zu haben. Sie hatten eine Tochter namens Charlotte, ihr einziges Kind, ein etwas farbloses Mädchen, das einen Korvettenkapitän heiratete. Ich nahm manchmal mit ihr den Tee ein, als wir beide noch Kinder waren.

Kurz vor Weihnachten 1916, zu einer Zeit, als Mrs. Conyers dabei war, »Liebesgaben« für die sich im Ausland befindenden Truppen zu sammeln (eine Aufgabe, die damals noch in den Händen von Amateuren lag und noch nicht von der Organisation übernommen worden war, die nach dem Eintritt Amerikas in den Krieg Onkel Giles beschäftigte), nahm mich meine Mutter, während ich auf meinem Weg von der Schule nach Hause in London Station machte, mit in Mrs. Conyers' Wohnung in der Nähe des Sloane Square. Meine Mutter machte diesen Besuch entweder, um den Stapeln von Socken, Schals oder Kopfschützern ihren eigenen gestrickten Beitrag hinzuzufügen oder um bei dem Verteilungsverfahren zu helfen. In einer Ecke des Zimmers, in dem all diese Bündel übereinandergeschichtet wurden, stand das Cello in einem

Kasten. Neben ihm bemerkte ich sofort eine große Fotografie des Generals; er hatte eine Hellebarde in der Hand und trug den federgeschmückten Helm und den Frack mit den schweren Goldepauletten eines Leibgardisten. Das ist der Grund, warum ich ihn mir immer als eine statuenhafte Gestalt bei königlichen Audienzen und Hofbällen vorstelle, und nicht als den Mann der Tat, der er während des größten Teils seines Lebens gewesen sein musste. Vor zu langer Zeit aus der Armee ausgeschieden, um für die Wiedereinstellung auf einen Posten höchster Bedeutung in Frage zu kommen, hatte er doch bald nach Ausbruch des Krieges eine Stellung erhalten, die zwar weit davon entfernt war, großes Gewicht zu besitzen, die man jedoch aus Respekt mit dem Rang eines Generalmajors verbunden hatte.

Wir hatten den Tee beendet, und Mrs. Conyers zeigte mir gerade den von Onkel Giles erwähnten juwelenbesetzten Krummsäbel, den sie aus irgendeinem Grund in der Londoner Wohnung behielten statt in dem kleinen Haus in der Grafschaft Hampshire, wo die Pudel abgerichtet wurden. Ich durfte das Stück als Entschädigung dafür sehen, dass Charlotte sich auf dem Lande befand, obwohl doch eine Entschuldigung gar nicht notwendig war, denn ich fand es amüsanter ohne sie. Ich bewunderte gerade die mit Samt bezogene Scheide und fragte mich, ob es wohl erlaubt sei, den Säbel aus dieser Hülle zu ziehen, als das Hausmädchen jemanden ins Zimmer führte. Der Neuankömmling war eine Frau in der Uniform des Freiwilligen Hilfsdienstes. Sie kam hereingeschritten wie ein Grenadier. Es handelte sich um Mildred Blaides, Mrs. Conyers' jüngste Schwester.

Der Altersunterschied zwischen den beiden muss mindestens so groß gewesen sein wie der zwischen Mrs. Conyers und ihrem Mann. Ja, diese Miss Blaides stellte die letzte, erfolglose Anstrengung ihrer Eltern dar, einen männlichen Erben zu bekommen, ehe dann Lord Vowchurch seinen Autounfall erlitt und sich endgültig damit abfand, dass der Titel auf einen Cousin übergehen würde. Sie war hochgewachsen, hatte eine

lange Nase und war nicht hübscher, in meinen Augen allerdings unendlich fescher als Mrs. Conyers. Sie hatte ein lebhaftes Gesicht, der Maske eines Fuchses nicht unähnlich. Sie nahm fast sofort ein Zigarettenetui aus einem lackartigen Material aus ihrer Tasche und zündete sich eine Zigarette an. So etwas war zu jener Zeit, besonders wenn es eine so junge Dame tat, noch ein Zeichen bewusster weiblicher Emanzipation. Ich vermute, sie war damals etwa zwanzig.

»Mildred ist jetzt auf Dogdene«, erklärte uns Mrs. Conyers. »Sie müssen wissen, dass die Sleafords ihr Haus als Lazarett für Offiziere zur Verfügung gestellt haben, als der Krieg ausbrach. Sie selbst wohnen jetzt in dem Ostflügel. Auch in dem Park stehen dort jetzt überall Baracken.«

»All diese Knilche in den Baracken sind eine wirkliche Pest«, sagte Miss Blaides. »Neulich abends waren einige der Landser schicker und haben eine der Steinurnen von der italienischen Brücke in den See gestoßen. Das war einfach gemein von ihnen. Sie sind sowieso eine miese Einheit. Alle Offiziere tragen ›gorblimeys.«

»Was in aller Welt ist das, Mildred?«, fragte Mrs. Conyers nervös.

Nachdem sie die Frage gestellt hatte, fürchtete sie, glaube ich, es handle sich vielleicht um etwas, über das man nicht in Gegenwart eines kleinen Jungen sprechen könne, denn sie hob ihre Hand, als ob sie eine allzu schreckliche Offenbarung verhindern wolle.

»Ach, diese schlappen Soldatenmützen«, sagte Miss Blaides leicht dahin. »Sie haben das Steifmaterial rausgenommen, weißt du. Natürlich müssen sie das tun, wenn sie an der Front sind, um zu verhindern, dass ihnen die Drahtstücke in ihren Kürbis geblasen werden; aber sie könnten wenigstens versuchen, hier bei uns anständig auszusehen.«

Sie zog heftig an ihrer Zigarette.

»Ich muss wirklich meinen Glimmstängelverbrauch drosseln«, sagte sie und schnippte die Asche auf den Teppich. »Ich

bin jetzt bei etwa dreißig pro Tag angelangt. Das geht einfach nicht mehr. Übrigens, Molly Sleaford möchte dich besuchen kommen, Bertha. Es geht um die Verteilung der ›Liebesgaben‹. Ich hab ihr gesagt, sie soll am Mittwoch bei dir hereinschauen, wenn sie das nächste Mal wieder in London ist.«

Aus irgendeinem Grund versetzte diese Ankündigung Mrs. Conyers in einen Zustand großer Verwirrung.

»Aber ich kann Lady Sleaford am Mittwoch unmöglich sehen«, sagte sie. »Ich hab drei Komiteesitzungen an diesem Tag; und Aylmer möchte, dass fünf serbische Offiziere zum Tee herkommen. Außerdem ist Lady Sleaford Red Cross; wie du, Liebes – und du erinnerst dich, dass ich durch Lady Bridgnorth sehr eng mit den Maltesern verbunden bin. Weißt du, ich kenne Lady Sleaford doch kaum. Sie hält sich immer so sehr für sich, und ich möchte gegenüber Mary Bridgnorth nicht illoyal erscheinen. Ich –«

Ihre Schwester schnitt ihr das Wort ab.

»Ach ja, was für ein verflixter Mist«, bemerkte sie. »Ich hatte das mit den ekelhaften alten Maltesern ganz vergessen. Die sind aber auch überall dabei. Ich bin fest davon überzeugt, die hindern uns mehr daran, den Krieg zu gewinnen, als die Deutschen.«

Nach dieser alarmierenden Vermutung schritt sie schnell im Zimmer auf und ab und stieß dabei lange Wirbel von Qualm aus ihren Nasenlöchern – der Rauchfahne eines Schiffes gleich, das flott am Horizont entlangzieht. Mir wurde in wachsendem Maße bewusst, dass eine sich verhärtende Missbilligung das Zimmer erfüllte – schon unmittelbar nach Miss Blaides' Ankunft, vielleicht soeben erst wahrnehmbar, doch jetzt überhaupt nicht mehr abzuleugnen. Ja, ein Gefühl eindeutiger Unbehaglichkeit fegte so kraftvoll durch den kleinen Salon, dass sich stummer Tadel in einer dicken Wolke über den ›Liebesgaben‹ zu erheben schien, bis ihr verwirrender Geruch die Decke erreichte und in ärgerlichen, unwiderstehlichen Wellen über der ganzen Wohnung hing. Diese Missbilligung zeigte

sich nicht nur bei Mrs. Conyers, sondern – das fühlte ich ganz deutlich – auch bei meiner Mutter, die nun Anstalten traf zu gehen.

»Ein blöder Mist«, sagte Miss Blaides und warf ihren Zigarettenstummel in den offenen Kamin, wo er glimmend auf den Kacheln liegenblieb. »Das ist es doch. Ich werd Molly also wohl sagen müssen, dass es 'ne Pleite ist. Gib mir noch 'ne Tasse Tee, Bertha. Ich kann nicht allzu lange bleiben. Ich hab vor, mich heute Abend in meine beste Kluft zu schmeißen, und dann geht's ab in eine Show.«

Danach verabschiedeten wir uns, meinerseits mit tiefem Bedauern. Später im Zug sagte meine Mutter: »Es ist doch schade, dass ein Mädchen wie Miss Blaides so viel Make-up auflegt und so viel Slang spricht. Dennoch, es war sehr interessant, sie kennenzulernen. Ich hatte von verschiedenen Leuten so viel über sie gehört.«

In meiner Antwort erwähnte ich es nicht, aber Miss Blaides war mir, um die Wahrheit zu sagen, als eine ausgesprochen romantische Gestalt erschienen, bei der sich die Krankenpflegefunktion einer jungen Florence Nightingale mit etwas weit Erregenderem und vielleicht auch leicht Bedrohlichem verband. Ich war mir damals auch nicht der tieferen Bedeutung bewusst, die der Ausdruck ›viel über jemanden gehört haben‹ beinhaltet, wenn er sich auf eine Person von Miss Blaides' Alter und Art bezieht. Doch die Episode insgesamt – die Wohnung der Conyers', die Fotografie des Generals, der juwelenbesetzte Krummsäbel, die überall im Zimmer aufgestapelten ›Liebesgaben‹, Miss Blaides in ihrer Uniform des Freiwilligen Hilfsdienstes – machte einen lebhaften Eindruck auf mich; allerdings traten diese Dinge, wie es nur natürlich ist, bald in den entfernten Hintergrund meines Gedächtnisses zurück und schienen vergessen. Erst spätere Ereignisse belebten sie wieder mit kräftigen Farben.

An jenem Nachmittag hörte ich auch zum ersten Mal von Dogdene. Wenn später Leute darüber sprachen, wusste ich natürlich, dass es sich um den Namen eines ›großen Hauses‹

handelte. Es spielte in verschiedenen Memoirenbänden eine Rolle, etwa in dem von Lady Amesbury, den ich (mit einiger Enttäuschung) in einem frühen Alter las, nachdem ich gehört hatte, wie ein Erwachsener das Buch als ›unflätig‹ beschrieb. Ich kannte auch Constables Bild in der National Gallery, das diesen Herrensitz von einer mittleren Entfernung aus gesehen darstellt: ein Märchenschloss zwischen riesigen Bäumen, jenseits der dunstigen Flusswiesen des Vordergrundes, auf denen die impastierten Rinder grasen – ganz anders, als man sich ein Militärkrankenhaus vorstellt. Ich kannte dieses Bild, lange bevor ich erfuhr, dass das Haus Dogdene war. Damals verband ich das Schloss in meinem Bewusstsein schon lange nicht mehr mit Miss Blaides. Mir war nur vage bekannt, dass die Besitzer Sleaford hießen.

Eines Tages dann, viele Jahre später, erinnerte mich ein zufälliger Hinweis auf Dogdene wieder an Miss Blaides in ihrer ursprünglichen Verkörperung eines Mitglieds des Freiwilligen Hilfsdienstes – ein Status, der sozusagen verborgen und vergessen war wie die Überreste einer frühen Kultur, die von einem wachsenden Komplex späterer architektonischer Ablagerungen verdeckt werden. Das war so trotz der Tatsache, dass der Name Mildred Blaides manchmal nach den gelegentlichen Begegnungen zwischen meinen Eltern und General Conyers oder seiner Frau in Gesprächen aufzutauchen pflegte. Wenn in solchen Unterhaltungen über sie gesprochen worden war, hatte ich sie mir immer als eine irgendwie andere Person als das den Kriegszeit-Slang plappernde Mädchen jenes Wintermittags vorgestellt. Eigentlich kam mir das ursprüngliche Bild Miss Blaides erst an einem Morgen wieder ins Gedächtnis zurück, an dem ich in der cremefarbenen, neonbeleuchteten, nackten, aseptischen, grellen, trostlosen, kleinen Zelle in dem Filmstudio saß. An diesem Ort konnte einen leicht tiefe Verzagtheit erfassen. Manchmal unter künstlich erhöhtem Druck zu leistende Arbeit wechselte mit Zeitabschnitten, in denen ein chaotisches Nichts herrschte. Umgeben von den Albernheiten

und Missverständnissen der Filmwelt fand ich während solcher Perioden bei verhältnismäßig realistisch angelegten Büchern einen gewissen Trost in meiner Verzweiflung.

Während einer dieser Zwischenzeiten der Muße las ich in einem Band des Tagebuchs von Samuel Pepys und entdeckte, dass er einmal Dogdene besucht hatte. Aus einer Anmerkung ging hervor, dass sein Gönner, Lord Sandwich, mit der damaligen Gräfin Sleaford – das Marquisat datiert erst von der Krönung Williams iv. – durch Heirat verschwägert war.

»Dann gegen Mittag erreichten wir Dogdene, woselbst es mich gar sehr gelüstete, das Schloß zu sehen, und jenen neuerbauten Theil, worvon Dr. Wren zuvor mit mir gesprochen und mir gesagt, es sei eines der ersten Schlösser Englands, die als Sitz eines Adelsmannes geplant, und nicht mehr als Wasserburg für die Kriegsführung. Lord Sleaford weilet noch in London, wo man sagt, daß er Lady Castlemaine den Hof mache, worüber der König nicht wenig verärgert ist, obwohl man annimmt, daß sie schon lange seine Gunst verloren. Der Kastellan war überaus gütig und zeigte uns die Große Halle und die prächtigen Galerien und das Bild von P. Veronese, das ihrer Lordschaft Großvater aus Italien mitgebracht, ein gar exzellentes, vortreffliches Stück. Dann in die Gärten und Gewächsstuben, woselbst es mich sehr verwunderte, wie empfindlich die Sinnpflanze reagiret. Danach in die Vorrathskammer, in welcher ein großes, dunkles Hausmädchen mir ein köstlich Glas Honigwein kredenzt. Ich scherzete ein wenig mit ihr und bat sie, mir das bemalte Kabinett zu zeigen, worvon der Kastellan gesprochen, das wir aber noch nicht gesehen. Das kecke Weibsbild führte mich auch bereitwillig dorthin, woselbst ich sie zwei- oder dreimal küßte und lose mit ihr schäkerte. Ich merkte, daß sie mir gewißlich nicht verwehren würde, *qui je voudray*, doch war ich ängstlich und es mangelte an Zeit. Später besorgte ich aber, sie möchte darüber sprechen und ihre Gefährten sich über mich belustigen, wenn wir uns wieder auf unseren Weg gemacht.«

Jeder Mensch kennt das Phänomen, dass manchmal ein

bestimmter Name mehrere Male in schneller Reihenfolge und von verschiedenen Seiten erwähnt wird. Das ist Teil jener unerklärlichen, das ganze Leben durchziehenden Kraft, die uns dazu bringt, plötzlich an jemanden zu denken, ehe wir um die Straßenecke biegen und ihm oder ihr von Angesicht zu Angesicht begegnen. Auf ähnliche Weise fallen einem beim Lesen eines Buches eine obskure Stelle oder obskure Zeilen eines Gedichtes auf, nur um sie vierundzwanzig Stunden später ganz unerwartet wieder zitiert zu finden. Der Zufall wollte es, dass ich bald nach meiner Lektüre von Pepys' Bericht über Dogdene mit Chips Lovell, einem weiteren Drehbuchautor, zusammenarbeiten musste. Dabei ergab sich die Frage, ob in einem Szenario ein Landhaus erscheinen solle.

»Meinst du ein Haus wie Dogdene?«, fragte ich.

»So etwas Ähnliches«, sagte Lovell.

Nicht ohne berechtigte Genugtuung erklärte er mir dann, seine Mutter, die Schwester des gegenwärtigen Lord Sleaford, sei dort aufgewachsen.

Das geschah während jenes Abschnitts in meinem Leben, als ich zwei Romane geschrieben hatte und von einer Firma, die Kunstbücher publizierte, zu einer Gesellschaft, die Beifilme produzierte, übergewechselt war. Für einen Autor galt diese letztere Art, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, zu jener Zeit als etwas ganz Natürliches, ja, der zeitweilige Dienst als Drehbuchschreiber wurde fast als eine Pflichtphase im Leben eines Schriftstellers angesehen. Lovells Erscheinen in dem Studio hatte dagegen über einen gewundeneren Weg geführt. Neben einer exzellenten persönlichen Erscheinung und einer großen Portion Unverfrorenheit bestand sein hauptsächliches Rüstzeug in seiner großen Fähigkeit, eine gewaltige Horde von Verwandten zu manipulieren. Weit mehr am Tagesjournalismus als am Verfassen von Drehbüchern interessiert, richtete sich sein ganzes Begehren darauf, für die Klatschspalte einer Zeitung zu schreiben. Ich war mit Sheldon, einem Redakteur der Abendzeitung, auf die Lovell es abgesehen hatte, flüchtig

bekannt und hatte versprochen, wenn eben möglich eine Begegnung zwischen den beiden zu arrangieren.

Es bereitete Lovell großes Vergnügen, über seine Verwandtschaft zu sprechen. Seine Eltern waren wegen des Widerstandes der Familie gegen ihre Heirat durchgebrannt. Es war nicht genug Geld da gewesen. Lovell Senior, »nicht ganz ohne Freunde in hohen Stellen«, wie Onkel Giles gesagt hätte, war Maler. Seine faden, nicht völlig bedeutungslosen kleinen Landschaften im Stile der Barbizon-Schule ließen sich außerhalb seines eigenen Freundeskreises nie verkaufen. Dem Paar wurde bald vergeben, aber Lovell junior war fest entschlossen, selbst nie in eine solche Lage zu geraten. Er wollte im Leben vorankommen, sagte er, und in einigen Jahren »eine gute Partie« machen. Bis dahin sah er sich um und amüsierte sich, soweit seine Arbeit ihm das erlaubte. Da es damals für junge Männer nur sehr wenige Jobs gab, hatten ihn seine – ganz beträchtlichen – Energien vorübergehend ins Filmgeschäft geführt, für das er nach allgemeiner, auch von ihm selbst geteilter Auffassung kein besonderes Talent besaß. Irgendetwas Besseres würde sich ergeben. Es blieb ein Geheimnis, wie er es überhaupt geschafft hatte, in diesen überlaufenen Beruf hineinzukommen. Unser Kollege Feingold ließ durchblicken, dass die amerikanischen Bosse der Firma davon träumten, irgendwelche berauschenden gesellschaftlichen Vorteile daraus ziehen zu können, dass sie einen akzeptablen jungen Mann solcher Herkunft beschäftigten. Feingold mochte recht gehabt haben; allerdings war er nicht frei von einer Spur jüdischer Romantik. Ohne Zweifel wäre es einem schwergefallen, sich irgendwelche Phantasien vorzustellen, und seien sie noch so außergewöhnlich, denen sich diese hohen Manager nicht hingegen hätten.

An einem Abend nicht lange nach unserem Gespräch über Dogdene war ich zusammen mit Lovell, Feingold und Hegarty widerwillig länger als gewöhnlich in dem Studio geblieben. Wir bemühten uns, eine jener »Bearbeitungen« eines Filmstoffes zu Ende zu bringen, deren Ödheit nur von denen wirklich

beurteilt werden kann, die Erfahrung darin haben, wie sie zusammengebraut werden. An diesem besonderen Abend litt Feingold, der einen malvenfarbenen Anzug und eine karmesinrote Krawatte trug, unter einem unüblichen Anfall von Depressionen. Er war verhältnismäßig kurze Zeit vorher aus dem Schneiderraum aufgestiegen – zuerst voller Enthusiasmus für diese neue Sparte seines Gewerbes. Die rosafarbene Haut seines vollen, runden Gesichts hing jetzt schlaff herab und bildete Beutel um sein bläuliches Kinn herum, während er sich auf seinem Stuhl zurücklehnte, einen enormen Stapel bekritzelter Papierbögen vor sich. Er sah aus wie ein farbenfrohes Plakat, das Mitleid für die Leiden seines Volkes wecken soll. Auch Hegarty war an diesem Tag in schwacher Form. Er hatte – inzwischen mit drei, wenn nicht vier Frauen belastet, an die alle er Alimente zahlte – den größten Teil seines Erwachsenenendaseins als Drehbuchautor verbracht und besaß, wenn er einigermaßen nüchtern war, eine außerordentliche Geschicklichkeit im Konstruieren von Filmszenarios. An diesem Tag konnte man ihn nicht als einigermaßen nüchtern bezeichnen. Er hatte den ganzen Nachmittag über stöhnend in der Ecke des Zimmers gesessen und die Wand angestarrt. Wir bearbeiteten ein Theaterstück, das zwanzig oder dreißig Jahre zuvor drei Wochen lang im Londoner Westend gelaufen war und dessen Banalität einem Regisseur die Überzeugung vermittelt hatte, es ließe sich ein Film daraus machen. Dies war die neunte Bearbeitung, die wir gemeinsam produziert hatten. Schließlich brach Hegarty zum dritten Mal innerhalb einer Stunde in kalten Schweiß aus. Er nahm das Aspirin jetzt dutzendweise. Wir beschlossen, die Arbeit für den Tag zu beenden.

Lovell und ich wechselten uns immer darin ab, wer von uns sein Auto (beide Fahrzeuge waren von bescheidenem Aussehen) zum Studio mitzubringen hatte. An jenem Abend war Lovell an der Reihe, mich nach Hause zu fahren. Wir verabschiedeten uns von Feingold, der Hegarty zur Kneipe am Ende der Straße schleppte. Lovell hatte zwölfteinhalb Pfund für sein

Auto bezahlt. Er setzte es jetzt in Gang, allerdings mit Mühe. Ich kletterte auf den Sitz neben ihm. Wir fuhren durch den Dunst in Richtung London. Blaugraue Wolkentaschen trieben unheilvoll vom Fluss herauf.

»Sollen wir zusammen zu Abend essen?«

»Gut. Aber lass uns irgendwo hingehen, wo es billig ist.«

»Da bin ich auch sehr dafür«, sagte Lovell. »Warst du schon mal bei Foppa's?«

»Ja, aber lass uns da nicht hingeben.«

Obwohl die Sache mit Jean schon seit einiger Zeit ›zu Ende‹ war, schien mir Foppa's Restaurant doch noch irgendwie zu sehr mit Erinnerungen an sie befrachtet, als dass ich mich dort völlig wohl gefühlt hätte; und ich war der festen Überzeugung, dass ich selbst dem geringsten Rest von Nostalgiegefühlen für die unmittelbare Vergangenheit besser aus dem Wege gehen sollte.

Was ich jetzt brauchte, war ein erfrischender Blick in die Zukunft, nicht vergebliches Bedauern. Ich gratulierte mir zu der Fähigkeit, die Sache in einem so forschenden Licht zu sehen. Lovell und ich einigten uns auf ein Restaurant und kamen dann auf die Frage zurück, ob Sheldon in der Lage sein würde, Lovell den Job in genau dem richtigen Augenblick anzubieten, nämlich wenn sein Vertrag mit der Filmgesellschaft auslief, nicht vorher und auch nicht zu lange danach.

»Ich werde nach dem Essen eine Tante besuchen«, sagte Lovell, schließlich müde, über seine eigenen Berufsaussichten zu sprechen. »Warum kommst du nicht mit? Es sind immer Leute da. Selbst wenn nichts los ist, es gibt zumindest was zu trinken. Wenn ein paar hübsche Mädchen da sind, können wir nach Schallplatten tanzen.«

»Warum glaubst du, dass hübsche Mädchen da sein werden?«

»Bei Tante Molly kannst du alles Mögliche finden, selbst hübsche Mädchen. Kommst du mit?«

»Sehr gern.«